

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alexander Lernet-Holenia

Ich war Jack Mortimer

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Auf dem Hohen Markt, hinter einer Front von Mietwagen, die, nebeneinander aufgefahren, an der Fahrbahn standen, unterhielten sich in Gruppen die Chauffeure, plauderten und rauchten Zigaretten.

Schwärme von Tauben, graue, schillernde und purpurfüßige weiße, pickten zwischen den Verkaufsständen die Abfälle vom Pflaster des hügelig ansteigenden Platzes oder flatterten von Zeit zu Zeit auf, um oben zu kreisen und sich auf die Simse der Häuser, insbesondere eines rosenrot getünchten Palais, niederzulassen, auf dem die meisten von ihnen nisteten.

Der Himmel war trüb. Die Fensterreihen blinkten wie erblindetes Silber. Überall roch es nach Gemüse, Blumen und Obst.

Es war ein lauer Tag im November.

Zwei Wagen am linken Ende der Aufstellung verließen, mit Fahrgästen, rasch nacheinander den Platz, und schon rief jemand den Namen auch des nächsten Fahrers, der, im offenen Mantel und mit aufgestützten Ellbogen, an der Balustrade des Denkmals lehrend, das dort steht, mit einigen andern sich unterhielt.

Er war ein junger Mensch von etwa dreißig Jahren, mit brünetten Brauen und mit Augen von fast schwarzem Blau.

Er tat, als er sich rufen hörte, rasch noch einen Zug aus seiner Zigarette, warf sie fort und eilte, den Mantel schließend, seinem Wagen zu.

Eine Dame in einem dunklen, zart gestreiften Kostüm, einen Fuchs um die Schultern, war eben im Begriff einzusteigen. Einen Fuß hatte sie schon mit einer Bewegung, die entzückend war, auf das Trittbrett gesetzt, in der behandschuhten linken Hand hielt sie, geöffnet, ihre Tasche und sah sich im Spiegel an, mit der rechten, bloßen, richtete sie sich das Haar unterm Hut zurecht.

Sie mochte kaum zwanzig sein; sie war gut, wenn auch mit einer Spur jener Nachlässigkeit gekleidet, die bei ganz jungen Mädchen so reizend ist.

Mit dem kleinen Finger verwischte sie nun die Schminke auf ihren Lippen und sah ihren Mund prüfend an, als der Chauffeur eben herantrat. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Er sah es, hinter ihr stehend, nur einen Augenblick lang im Spiegel. Große, graue Augen, unter dem Rand eines kurzen Schleiers, blickten ihm entgegen, als sie den Spiegel hob, um zu sehen, wer hinter ihr stünde.

Der Chauffeur verbeugte sich, trat zurück und zog den Schlag auf.

„Prinz-Eugen-Straße 62“, sagte sie, ohne sich umzuwenden, und die Tasche schließend, schob sie sie unter den Arm und stieg in den Wagen.

Der Chauffeur drückte den Schlag zu. Zwei andere, während er sich an den Volant setzte, machten ihm Zeichen.

Indem er den Motor anspringen ließ, sah er sie fragend an.

„Hübschl“ deuteten sie.

„Wie?“ fragte er, als verstünde er nicht.

Die zwei zeigten in den Wagen.

Er murmelte irgend etwas und machte, daß er weiter kam; denn schon als er auf die Fahrbahn einbog, stieg ihm eine Röte ins Gesicht.

Die zwei, die seine Verlegenheit bemerkt hatten, grinnten ihm nach.

Als er den großen Gang im Wagen hatte, fuhr er sich mit der freien Hand über die Stirn.

Er war nun schon mitten im Gewühl der Straße.

Trotzdem wendete er plötzlich kurz den Kopf zurück, konnte aber, weil die Scheiben blendeten, das Mädchen im Fond nicht sehen.

Nach ein paar Augenblicken griff er nach dem Spiegel am Windschutz und drehte ihn langsam hereinzu, bis er sie sah.

Sie saß mit überschlagenen Beinen, hielt die Tasche auf dem Schoß und blickte aus dem Fenster.

Er mußte an der nächsten Straßenkreuzung anhalten. Er saß und starrte, während er hielt, in den Spiegel. Auch im Weiterfahren blickte er immerzu hinein.

Demzufolge stieß er in der Kärntnerstraße fast mit einem andern Wagen zusammen, der aus einer Seitengasse hervorkam. Er hielt aber, im letzten Moment

noch, mit einem heftigen Ruck an, und der andere Fahrer, kopfschüttelnd, bog vor ihm herein. Er folgte ihm dichtauf, bis der andere, knapp bevor man zur Oper kam, anhielt, was er neuerlich übersah, indem er ihm, ehe er zum Stehen kam, den Wagen mit dem Stoßfänger noch eine Handbreit weiterschob.

Der Vordere drehte sich laut fluchend um, stieg aus und rannte nach rückwärts, um nachzusehen, was geschehen sei, und auch der Schutzmann, der an der Kreuzung stand, kam, als er die Szene sah, herbei.

„Er kann nicht fahren!“ schrie der Gerammte, indem er den Benzintank seines Wagens abgriff, „er wäre auch schon vorhin fast in mich hineingerannt!“

„Wie heißen Sie?“ rief der Schutzmann.

„Ferdinand Sponer“, gab der junge Mensch betreten an. Da sich aber herausstellte, daß weiter nichts passiert sei, so winkte der Schutzmann, weiterzufahren. „Passen Sie besser auf!“ befahl er, indem er an seinen Platz zurückkehrte, und der andere Chauffeur stieg, immer noch fluchend, wieder auf seinen Sitz. Sponer aber wendete sich herum und sagte zur Schönen in seinem Wagen: „Verzeihen Sie vielmals!“

„Warum“, rief sie ihm aus dem Fond zu, „sind Sie denn nicht über die Seilerstätte, wenn Sie schon nicht fahren können?“

Die Seilerstätte ist eine ruhige Parallelgasse zur Kärntnerstraße, mit wenig Verkehr.

„Ach, ich kann ja fahren“, murmelte er und lächelte unsicher.

„Vorwärts!“ schrie der Polizist. Der vordere Wagen war inzwischen schon weg. Hinter Sponer stauten sich

die andern. Er drehte sich hastig wieder nach vorn und brachte den Wagen in Gang. Bei der Oper bog er nach links in die Gasse hinterm Grand-Hotel, dann nach rechts, kam über die Ringstraße, überquerte, nun mit stets wachsender Schnelle, den Schwarzenbergplatz und raste, in großem Stil, die Prinz-Eugen-Straße hinauf. Bei Nummer 62 wendete er im Schwung herum und hielt, mit der Richtung wieder gegen die Stadt zu, vor dem Hause an.

„Entschuldigen Sie nochmals!“ sagte er, als die Schöne ausstieg. Sie zahlte, warf ihm einen Blick zu und schüttelte den Kopf. Er versuchte wieder zu lächeln. Sie wandte sich ab und schritt auf das Haustor zu. Die Bewegung, mit der sie den in das große Tor eingelassenen kleinen Flügel aufschob, war wundervoll.

Er sah ihr nach, bis der Flügel hinter ihr wieder zufiel.

Dann starrte er das Tor an.

Nach einigen Minuten bemerkte er, daß er das Geld noch immer in der Hand hielt, wie er es genommen.

Er brachte den Wagen in Gang, führte ihn aber nur ein paar Schritte weiter, hielt dann wieder an und stieg aus. Nachdem er ein paar Momente neben dem Wagen zögernd gestanden, ging er auf das Haustor zu und trat gleichfalls ein.

In der hohen, holzgepflasterten Einfahrt, durch deren anderes gläsernes Tor ein verwildernder Garten hereinwinkte, sah er rechts die Portierloge, links die offene Tür zum Treppenhaus.

Eine mächtige, vergoldete Laterne hing vom dekorierten Plafond, und kleine Gehsteige führten rechts und links von der Einfahrt nach rückwärts.

Er trat in das Treppenhaus und blickte den hohen, weiten Schacht, in dem die Treppe sich um den Lift schlang, hinauf. Kein Schritt war mehr auf den Stufen und auf den Treppenabsätzen zu hören.

An der Wand hing ein schwarz poliertes, gerahmtes Brett mit nummerierten weißen Klingelknöpfen. Unter jedem der Knöpfe war eine Visitenkarte mit dem Namen der Parteien eingelassen, zu denen die Leitungen führten.

Er las die Namen, indem er, weil es hier unten schon ziemlich dunkel war, ein Streichholz anriß. Offiziere, Beamte, Aristokraten, dazwischen auch, irgendwie auffällig, ein Industrieller, wohnten im Hause.

Er versuchte sich vorzustellen, wer von diesen Leuten eine Tochter haben könne wie die Schöne, die er hergebracht hatte, oder zu wem von ihnen ein Mädchen wie sie gegangen sein mochte, in einem dunkelgrauen Kostüm, mit einem Fuchs um die Schultern, oder wen eine junge Dame, sehr gut, wenn auch mit einer leichten, bezaubernden Spur von Nachlässigkeit gekleidet, hier besucht haben könne.

Aber die Namen verrieten nichts.

Sie verrieten nicht, in welche der Wohnungen sie gegangen war, oder was sie dort tat, ob sie nun bei ihren Eltern war oder bei Bekannten, mit denen sie Tee trank, oder bei einem Freund, der sie umarmte und den sie küßte.

Das Streichholz brannte zu Ende und versengte ihm die Finger. Er ließ es fallen, trat es aus und stand im Halbdunkel.

Schließlich verließ er das Treppenhaus, blieb einen Moment lang unschlüssig vor der Portierloge stehen und trat ein. Er öffnete die Glastür, durchschritt die Loge und klinkte die Wohnungstür auf. Zwei Stufen führten in eine Art von Küche oder Wohnzimmer hinab.

Ein Kind spielte mitten im Raume, und neben der Tür, an einem mit blau gemusterter Leinwand überzogenen Tisch, saß, bei Licht natürlich, eine Frau von etwa fünfundvierzig und tat, was Portiersleute in ihren Wohnungen stets tun: bei Licht dasitzen, Kaffee trinken, Zeitung lesen und an familiäre Angelegenheiten denken.

Sie blickte, als Sponer eintrat, auf.

„Ist hier nicht“, fragte er, „eine junge Dame ins Haus? Vor fünf Minuten etwa.“ Und als sie ihn ansah: „In einem grauen Kostüm, mit einem Fuchs.“

„Warum?“ fragte die Frau, tunkte ein Stück Semmel in den Kaffee und sah wieder in die Zeitung.

„Ich habe einen Brief für sie.“

Die Frau streckte die Hand aus, um ihn in Empfang zu nehmen.

„Persönlich abzugeben“, erklärte er.

„Zweiter Stock rechts“, sagte die Frau, „Gräfin Düneward.“ Und sie steckte den Bissen in den Mund und blätterte die Zeitung um.

So? dachte er. Eine Gräfin? Wahrscheinlich die Tochter. Und indem er der Portiersfrau in die Zeitung

blickte, in der Mordtaten in Federzeichnung dargestellt waren, sagte er: „Nein, nicht die . . .“

„Die was?“ fragte die Frau.

„Nicht die Gräfin.“ Und es fiel ihm ein, in seinen Taschen zu suchen und irgendeinen Brief hervorzuziehen. Er tat, als sähe er die Adresse nach.

„Die Nichte?“ fragte die Frau.

„Jawohl“, sagte er auf gut Glück, „die Komtesse.“

„Die ist ja gar keine Komtesse.“

„Nicht? Nun“, meinte er, „es steht ja auch nicht hier. Aber scheinbar ist es doch die Nichte.“

„Zeigen Sie her“, sagte sie und streckte die Hand wiederum nach dem Brief aus.

„Nein“, meinte er, „ich möchte wissen, ob der Name stimmt.“

„Raschitz?“

„Ja“, sagte er, denn es blieb ihm nun nichts übrig, als es zu bestätigen. „Und der Vorname?“

Sie wollte wiederum in den Brief sehen.

Er steckte ihn ein. „Es wird schon stimmen“, meinte er. Den Vornamen bekam er nicht heraus. „Zweiter Stock rechts also?“ sagte er. „Danke.“ Und er schob die Kappe zurecht und ging. Sie sah ihm nach, er merkte es, als er die Logentür schloß. Sie war neugierig geworden und an die Wohnungstür getreten. Er mußte also so tun, als wollte er hinauf, den Brief abgeben. Er trat in das Treppenhaus, ging ein paar Stufen hinauf und blieb stehen. Es fiel ihm aber ein, daß er wirklich hinaufgehen könne. Er ging also weiter treppauf. Im zweiten Stock, an der Tür rechts,

sah er eine Messingtafel, darauf den Namen: „Dünewald“.

Er wartete zwei oder drei Minuten, dann ging er die Treppe wieder hinab. Als er in die Einfahrt kam, sah er, daß die Portiersfrau noch immer an der Wohnungstür stand und heraussah. Vor dem Hause setzte er sich in seinen Wagen und begann zu warten.

Hin und wieder fuhr eine Straßenbahn die Prinz-Eugen-Straße hinauf oder hinab, und ein paar Autos jagten vorüber.

Aus dem Belvedere duftete das welkende Laub.

Der Tag ging in sanfter Melancholie zu Ende.

Zwei Leuten, die einsteigen wollten, erklärte Sponer, er sei bestellt.

Er wartete bis gegen halb acht Uhr.

Es war längst dunkel geworden, ein starker Wind begann zu wehen, und die Laternen flackerten und schwankten.

Einmal trat die Portiersfrau aus dem Haustor, erkannte ihn aber nicht, weil er das Gesicht wendete.

Um halb acht ungefähr erschien die Schöne, in Begleitung zweier älterer Herren, die ausgezeichnet aussahen und etwa auf die Art gewesener Kavallerieoffiziere gekleidet waren. Die drei nahmen von dem Wagen keine Notiz. Sie gingen vorbei und plauderten vom Bridge.

Sie gingen die Straße hinab. Sponer fuhr langsam hinter ihnen her. Nach einiger Zeit bogen sie nach links in eine Quergasse, dann wieder nach rechts in die Alleegasse. Vor dem Hause Nummer 16 blieben

sie stehen. Die beiden Herren verabschiedeten sich, das Mädchen trat in das Haus ein, und die Herren gingen stadtwärts davon.

Von den Portiersleuten in der Alleegasse und vom Oberkellner des nahe gelegenen Café Attaché, insbesondere aber von einem Kommissionär, der da meist entweder an der Ecke saß oder in einem Gasthaus, das an einem Schild mit zwei weißen Pferden kenntlich war, gegenüber, ermittelte Sponer noch im Laufe des Abends und des nächsten Vormittags: die Schöne hieß Marisabelle von Raschitz, sei Tochter eines Majors und in der Tat die Nichte der Gräfin Dünewald in der Prinz-Eugen-Straße, der Witwe nach einem Grafen Dünewald, gewesennem Oberhofmeister der Erzherzogin Maria Isabella, nach der auch das Fräulein, das der Kommissionär schon von Kind auf kannte, getauft worden. Der Major Raschitz, sagte er, gelte immer noch für vermögend. Marisabelle hätte auch noch einen Bruder. Auch den kannte der Kommissionär von jeher. Er hätte, sagte er, mit den beiden schönen Kindern oft geplaudert, wenn man sie spazierengeführt. In Wien plauderten die Kinder auch exklusiver Leute früher gerne mit den Dienstmädchen an den Straßenecken oder mit den alten Invaliden im Belvederegarten. Diese Invaliden trugen noch die Uniformen längst vergangener Zeiten, waren einarmig oder hatten Stelzbeine, beaufsichtigten die Parkanlagen und unterhielten sich mit den Kleinen und den Kinderfrauen. Und der Kommissionär kam auf vergangene Zeiten zu sprechen, auf die Erzher-

zogin, auf die alte Hofhaltung und die Wagen mit den goldenen Rädern. Sponer hörte ihm eine Zeitlang zu, nickte dann zerstreut und stieg wieder in seinen Wagen.

In der nächsten Quergasse gab es einen Autostandplatz. Dahin stellte er den Wagen, stieg aus und ging bis zur Ecke vor, von der aus er das Haus beobachten konnte. Als aber die Wagen, die vor ihm gestanden hatten, Fahrgäste gefunden und als die Reihe nun an ihn gekommen wäre, erklärte er, nachdem er schon vorgefahren war, plötzlich, er hätte einen Defekt, und ließ andere an die Tour. Ein paar von den übrigen Chauffeuren wollten den Defekt nachsehen helfen. Er lehnte es jedoch ab. Er machte sich allein am Motor zu schaffen.

Gegen elf Uhr sah er Marisabelle aus dem Haus kommen. Sie trug einen braunen Rock und dazu eine kurze Pelzjacke. Die langen Handschuhe hatte sie noch unterm Arm, begann aber, stadtwärts gehend, sie anzuziehen.

Unmittelbar darauf öffneten sich die Torflügel des Hauses, und es erschien ein geschlossener Cadillac. Zwei Herren saßen im Fond. Der Cadillac bog in die Querstraße ein, in der Sponer an seinem Motor laborierte.

Er unterbrach die Arbeit, trat zum Kommissionär hin und fragte, wem der Wagen gehöre.

Einem Fabrikanten, gab der Kommissionär an, einem gewissen Soundso, der gleichfalls dort im Haus wohne. Sponer merkte sich den Namen nicht. Aber ob auch die Raschitz einen Wagen besäßen? fragte er.